

Hillary Rodham Clinton

ENTSCHEIDUNGEN

DROEMER 

Hillary Rodham Clinton

ENTSCHEIDUNGEN

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Gabriele Gockel, Heide Horn, Bernhard Jendricke,
Sven Scheer, Sonja Schuhmacher, Jochen Schwarzer,
Rita Seuß, Barbara Steckhan, Claus Varrelmann,
Sebastian Vogel und Maria Zybak*

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Hard Choices« bei Simon & Schuster, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2014 by Hillary Rodham Clinton
Die in diesem Buch wiedergegebenen Ansichten und Einschätzungen
sind die der Autorin und geben nicht zwangsläufig die offizielle
Position der US-Regierung wieder.
© 2014 der deutschen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Lektorat: Heike Gronemeier, Birgit Günther, Sabine Wünsch
Umschlagabbildung: © Ruven Afanador / Corbis Outline
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

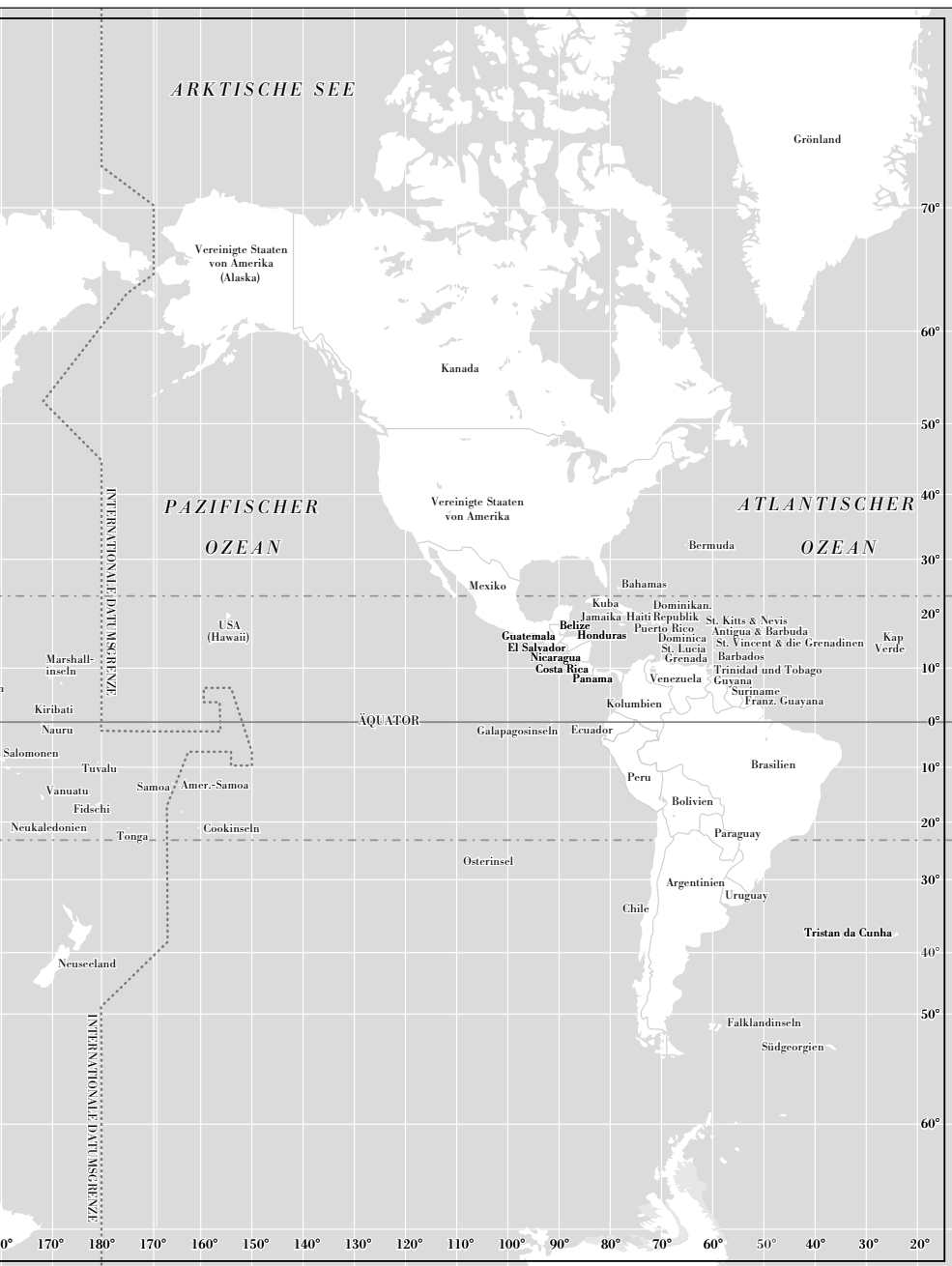
ISBN 978-3-426-27634-1

*Für Amerikas Diplomaten und Entwicklungsexperten,
die unser Land und unsere Werte überall auf der Welt
– ob in großen oder kleinen,
in friedlichen oder gefährvollen Regionen –
so hervorragend vertreten*

und

*Im Gedenken an meine Eltern:
Hugh Ellsworth Rodham (1911–1993)
Dorothy Emma Howell Rodham (1919–2011)*





INHALT

Vorwort	11
TEIL I	
Neubeginn	17
1 2008: Ein Team von Rivalen	19
2 Smart Power	49
TEIL II	
Jenseits des Pazifiks	73
3 Asien: Strategische Neuausrichtung	75
4 China: Unbekannte Gewässer	115
5 Peking: Der Dissident	141
6 Burma: Die Lady und die Generäle	168
TEIL III	
Krieg und Frieden	207
7 Af-Pak: Die Aufstockung	209
8 Afghanistan: Den Krieg beenden	241
9 Pakistan: Nationale Ehre	270
TEIL IV	
Zwischen Hoffnung und Geschichte	315
10 Europa: Bindungen, die verpflichten	317
11 Russland: Neustart und Rückschritt	350
12 Lateinamerika: Demokraten und Demagogen	378
13 Afrika: Waffen oder Wachstum?	412

TEIL V

Aufruhr	455
14 Naher Osten: Steiniger Weg zum Frieden	457
15 Arabischer Frühling	501
16 Libyen: Alle nötigen Maßnahmen	549
17 Bengasi: Unter Beschuss	577
18 Iran: Sanktionen und Geheimnisse	623
19 Syrien: Ein vertracktes Problem	671
20 Gaza: Anatomie einer Waffenruhe	707

TEIL VI

Die Zukunft, die wir uns wünschen	733
21 Klimawandel: Das geht uns alle an	735
22 Jobs und Energie: Chancengleichheit schaffen	757
23 Haiti: Katastrophe und Fortschritt	787
24 Diplomatie in einer vernetzten Welt	813
25 Menschenrechte: Eine ungelöste Aufgabe	831
Epilog	877
Danksagung	885
Glossar	890

VORWORT

Wir alle werden im Leben vor schwere Entscheidungen gestellt. Manchen von uns wird dabei sehr viel aufgebürdet. Wir müssen entscheiden, wie wir die Anforderungen von Beruf und Familie miteinander vereinbaren: sei es, dass ein krankes Kind oder unsere alten Eltern zu pflegen sind, sei es, dass wir eine College-Ausbildung finanzieren müssen, einen guten Job finden oder damit umgehen müssen, wenn wir ihn verlieren. Sollen wir heiraten – oder uns scheiden lassen? Wie eröffnen wir unseren Kindern die Möglichkeiten, die sie sich erträumen und die sie verdienen? Leben heißt, solche Entscheidungen zu treffen. Unsere Entscheidungen und wie wir mit ihnen umgehen machen uns zu den Menschen, die wir sind. Für hochrangige Politiker und für Nationen können sie den Unterschied bedeuten zwischen Krieg und Frieden, Armut und Wohlstand.

Ich bin unendlich dankbar dafür, dass ich als Kind liebevoller und fürsorglicher Eltern in einem Land zur Welt kam, das mir alle Möglichkeiten und Segnungen bot – Faktoren außerhalb meiner Kontrolle, die die Bühne bereitet haben für das Leben, das ich geführt habe, und die mir die Werte und den Glauben mitgaben, zu denen ich mich bekenne. Als ich als junge Anwältin beschloss, eine Karriere in Washington nicht weiterzuerfolgen, sondern stattdessen nach Arkansas zu ziehen, um Bill zu heiraten und eine Familie zu gründen, fragten mich Freundinnen und Freunde: »Bist du nicht mehr ganz bei Trost?« Ähnliche Fragen bekam ich zu hören, als ich mich als First Lady für eine Reform des Gesundheitswesens starkmachte, später selbst für die Präsidentschaft kandidierte und schließlich das Angebot von Präsident Barack Obama annahm, unser Land als Außenministerin zu vertreten.

Wenn ich Entscheidungen treffe, höre ich dabei sowohl auf mein Herz als auch auf meinen Verstand. Ich folgte meinem Herzen nach Arkansas; mein Herz quoll über vor Liebe, als unsere Tochter Chelsea geboren wurde; und mein Herz schmerzte, als mein Vater und meine Mutter starben. Mein Verstand drängte mich, meine Ausbildung voranzutreiben und berufliche Chancen zu ergreifen. Herz und Verstand bewegten mich, öffentliche Ämter anzustreben. Auf diesem ganzen Weg habe ich mich bemüht, Fehler nicht zweimal zu machen, dazulernen und mich weiterzuentwickeln; und ich habe darum gebetet, die Weisheit zu erlangen, künftig klügere Entscheidungen zu treffen.

Was für das tägliche Leben gilt, gilt auch für die höchsten Ränge der Regierung. Wer dafür sorgen muss, dass Amerika sicher, stark und wohlhabend bleibt, wird vor eine endlose Abfolge von Entscheidungen gestellt, wobei oft nur unzureichende Informationen vorliegen und widerstreitende Notwendigkeiten zu berücksichtigen sind. Das berühmteste Beispiel dafür aus meiner vierjährigen Amtszeit als Außenministerin ist vielleicht Präsident Obamas Befehl, ein Team von Navy SEALs in einer mondlosen Nacht nach Pakistan zu senden, um Osama bin Laden seiner gerechten Strafe zuzuführen. Die wichtigsten Berater des Präsidenten waren in dieser Sache geteilter Meinung. Die Informationen, die wir besaßen, waren triftig, aber alles andere als eindeutig. Die Risiken eines Fehlschlags waren beängstigend. Es stand immens viel auf dem Spiel – für unsere nationale Sicherheit, unseren Kampf gegen al-Qaida und unsere Beziehungen zu Pakistan. Doch vor allem begaben sich die tapferen SEALs und Hubschrauberpiloten in unmittelbare Todesgefahr. Es war eine so energische und mutige Demonstration von Führungsstärke, wie ich sie selten erlebt habe.

In diesem Buch geht es um Entscheidungen, die ich als Außenministerin traf, und um Entscheidungen, die Präsident Obama und ausländische Spitzenpolitiker aus aller Welt trafen. Einige Kapitel handeln von Ereignissen, die Schlagzeilen machten, an-

dere befassen sich eher mit langfristigen Entwicklungen, die auch für künftige Generationen unsere Welt bestimmen werden.

Natürlich habe ich eine ganze Reihe wichtiger Entscheidungen, Personen, Länder und Ereignisse nicht erwähnt. Wenn ich ihnen allen den Platz eingeräumt hätte, den sie verdienen, hätte ich noch viel mehr Seiten gebraucht. Und ein weiteres Buch könnte ich füllen mit Würdigungen meiner großartigen Kollegen im State Department, für deren Dienste und Freundschaft ich überaus dankbar bin.

Als Außenministerin teilte ich unsere Entscheidungen und Herausforderungen in drei Kategorien ein: die Probleme, die wir geerbt hatten, darunter zwei Kriege und eine globale Finanzkrise; die neuen, oft unerwarteten Ereignisse und heraufziehenden Gefahren, von den Treibsänden des Nahen Ostens über die stürmischen Gewässer des Pazifiks bis hin zum unbekanntem Terrain des Cyberspace; und schließlich die Möglichkeiten, die sich in einer zunehmend vernetzten Welt bieten und die dabei helfen können, das Fundament für die Vormachtstellung Amerikas im 21. Jahrhundert zu legen.

Ich ging diese Arbeit voller Vertrauen in die fortwährende Kraft und Entschlossenheit unseres Landes an, aber auch voller Demut, angesichts dessen, wie viel sich doch immer noch unserer Kenntnis und Kontrolle entzieht. Ich habe darauf hingearbeitet, die amerikanische Außenpolitik an dem neu auszurichten, was ich mit dem Begriff *Smart Power* bezeichnet habe. Um im 21. Jahrhundert erfolgreich zu sein, müssen wir die traditionellen Werkzeuge der Außenpolitik – Diplomatie, Entwicklungshilfe und Militär – besser miteinander verzahnen, zugleich Energien und Ideen aus dem privaten Sektor aufnehmen und die Bürger – zumal jene Aktivisten, Organisatoren und Problemlöser, die wir unter dem Begriff der Zivilgesellschaft subsumieren – befähigen, sich ihren Herausforderungen selbst zu stellen und ihre Zukunft selbst zu gestalten. Wir müssen alle Stärken Amerikas darauf verwenden, eine Welt aufzubauen, in der wir mehr Partner und weniger Widersacher haben, mehr

geteilte Verantwortung und weniger Konflikte, mehr gute Arbeitsplätze und weniger Armut, mehr gesamtgesellschaftlichen Wohlstand und weniger Umweltschäden.

Wie es im Nachhinein immer so ist, wünschte ich, wir könnten noch einmal zurückgehen und bestimmte Entscheidungen noch einmal überdenken. Ich bin aber doch stolz auf das, was wir geleistet haben. Dieses Jahrhundert begann für unser Land auf traumatische Weise – mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001, mit den langen Kriegen, die darauf folgten, und mit einer tiefen Rezession. Wir mussten es besser machen, und ich glaube, das haben wir getan.

Diese Jahre waren für mich auch eine persönliche Reise, sowohl buchstäblich (ich besuchte insgesamt 112 Länder und legte fast eine Million Meilen zurück) als auch im übertragenen Sinne: vom schmerzlichen Ende meines Wahlkampfes 2008 bis hin zur unerwarteten Partnerschaft und Freundschaft mit meinem vormaligen Rivalen Barack Obama. Ich diene unserem Land seit Jahrzehnten auf die eine oder andere Weise. Dennoch habe ich in meinen Jahren als Außenministerin noch sehr viel über unsere außergewöhnlichen Stärken dazugelernt und darüber, worauf es ankommen wird, damit wir auch künftig daheim und im Ausland im Wettbewerb bestehen und erfolgreich sein werden.

Ich hoffe, dieses Buch wird all jenen dienlich sein, die erfahren möchten, wofür Amerika zu Beginn des 21. Jahrhunderts stand und wie die Regierung Obama in einer schwierigen Zeit großen Herausforderungen entgegentrat. Meine Ansichten und Erlebnisse werden sicherlich von den Anhängern der Washingtoner Endlos-Soap – wer hat welche Position vertreten, wer hat sich wem widersetzt, wer war top, wer eher Flop – eingehend analysiert, doch für sie habe ich dieses Buch nicht geschrieben. Ich habe es vielmehr für Amerikaner und Menschen überall geschrieben, die in unserer sich rapide ändernden Welt nach Orientierung suchen, die verstehen möchten, wie Politiker und Nationen zusammenwirken können, warum es manchmal zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihnen kommt und wie

ihre Entscheidungen unser aller Leben beeinflussen: wie eine schwere Wirtschaftskrise in Athen, Griechenland, sich auf Unternehmen in Athens, Georgia, auswirkt; welche Folgen eine Revolution in Kairo, Ägypten, für das Leben in Cairo, Illinois, hat; und was eine diplomatische Krise in St. Petersburg, Russland, für Familien in St. Petersburg, Florida, bedeutet.

Nicht jede Geschichte in diesem Buch geht glücklich aus oder hat überhaupt ein Ende – so ist es nun mal in der Welt, in der wir leben –, aber sie alle sind Geschichten über Menschen, von denen wir etwas lernen können, egal ob wir mit ihnen übereinstimmen oder nicht. Es gibt immer noch Helden dort draußen: Friedensstifter, die auch in aussichtslos erscheinender Lage durchhielten; Regierungschefs, die sich allem Druck und aller Parteipolitik widersetzen und schwere Entscheidungen trafen; Männer und Frauen, die den Mut aufbrachten, die Vergangenheit hinter sich zu lassen, um eine neue, bessere Zukunft zu gestalten. Das sind einige der Geschichten, die ich in diesem Buch erzähle.

Ich habe dieses Buch auch geschrieben, um die außergewöhnlichen Diplomaten und Entwicklungsexperten zu würdigen, die ich als 67. Außenministerin der Vereinigten Staaten die Ehre hatte, zu meinen Mitarbeitern zu zählen. Und ich habe es für all diejenigen geschrieben, die sich fragen, ob die Vereinigten Staaten noch das Zeug haben, die Führung zu übernehmen. Für mich lautet die Antwort darauf laut und deutlich: »Ja.« Obwohl das Gerede über den Niedergang Amerikas inzwischen Allgemeinut geworden ist, war mein Vertrauen in unsere Zukunft nie größer. Zwar gibt es in der heutigen Welt nur wenige Probleme, die die Vereinigten Staaten alleine lösen könnten – noch weniger Probleme aber lassen sich ohne die Vereinigten Staaten lösen. Alles, was ich getan und gesehen habe, hat mich in meiner Überzeugung bestärkt, dass Amerika die »unverzichtbare Nation« ist und bleibt. Ich bin allerdings ebenso überzeugt, dass unsere Vorherrschaft kein Geburtsrecht ist. Jede Generation muss sie sich neu verdienen.

Und das werden wir tun – solange wir unseren Werten treu bleiben und uns daran erinnern, dass wir erst in zweiter Hinsicht Republikaner oder Demokraten sind, Liberale oder Konservative (und was es sonst noch an Etiketten gibt, die uns oft eher trennen als definieren), in erster Hinsicht aber alle Amerikaner, die alle einen persönlichen Beitrag zu unserem Land leisten.

Als ich dieses Buch zu schreiben begann, kurz nach meinem Abschied aus dem State Department, überlegte ich mir eine ganze Reihe möglicher Titel dafür. Dann bat freundlicherweise auch die *Washington Post* ihre Leser, Vorschläge einzusenden. Einer lautete *It Takes a World*, was eine passende Fortsetzung von *It Takes a Village* gewesen wäre, meines Buches aus dem Jahr 1996. Mein Favorit aber war: *The Scrunchie Chronicles: 112 Countries and It's Still All About My Hair* – »Die Haargummi-Chroniken. 112 Länder, aber immer ging es nur meine Frisur«.

Der Titel, den dieses Buch nun trägt, fasst am besten meine Erfahrungen, Gedanken und Gefühle auf dem Hochseil der internationalen Diplomatie zusammen. Welche Entscheidungen wir treffen, welche Weichen wir stellen, davon wird auch abhängen, ob Amerika seine Stellung im 21. Jahrhundert wahren kann. Eines allerdings war für mich nie eine schwere Entscheidung: unserem Land zu dienen. Es war die größte Ehre meines Lebens.

TEIL I

Neubeginn

KAPITEL 1

2008: Ein Team von Rivalen

Was um alles in der Welt tat ich hier? Flach auf dem Rücksitz eines blauen Minivans mit getönten Scheiben liegend? Gute Frage. Ich versuchte, meine Wohnung in Washington, D.C., zu verlassen, ohne dass die Reporter mich sahen, die das Haus auf der Vorderseite belagerten.

Es war der Abend des 5. Juni 2008, und ich befand mich auf dem Weg zu einem Geheimgespräch mit Barack Obama – und nicht etwa zu jenem Termin, auf den ich noch vor einigen Monaten gehofft und mit dem ich auch gerechnet hatte. Es war anders gekommen. Ich hatte verloren, er hatte gewonnen. Bisher hatte ich keine Zeit gehabt, diese Tatsache zu begreifen. Es waren historische Präsidentschaftsvorwahlen gewesen – wegen seiner Rasse, wegen meines Geschlechts. Und sie waren zermürbend, hitzig, lang und im Ergebnis sehr knapp gewesen. Ich war enttäuscht und erschöpft. Bis zur letzten Minute hatte ich einen harten Wahlkampf geführt und am Ende doch den Kürzeren gezogen. Nun war es an der Zeit, Barack Obama zu unterstützen. Die Menschen, für deren Anliegen ich gekämpft hatte, die Amerikaner, die keinen Arbeitsplatz und keine Krankenversicherung hatten, die sich kein Benzin, keine Lebensmittel und kein College leisten konnten, die während der vergangenen sieben Jahre das Gefühl gehabt hatten, dass ihre Regierung sie völlig übersehen: Sie alle waren jetzt darauf angewiesen, dass Barack Obama der 44. Präsident der Vereinigten Staaten wurde.

Den Hebel umzulegen würde nicht einfach werden, weder für mich noch für meine Mitarbeiter und Anhänger, die alles gegeben hatten. Um ehrlich zu sein: Auch für Barack und seine Unterstützer würde das nicht einfach werden. Seine Wahlkampfmannschaft war mir und meinem Team gegenüber genauso

misstrauisch eingestellt wie umgekehrt. Auf beiden Seiten hatte es heftige Wortgefechte und verletzte Gefühle gegeben, und obwohl seine Anhänger starken Druck ausgeübt hatten, hatte ich mich geweigert, aufzugeben, bevor nicht die letzte Stimme ausgezählt war.

Zwei Tage vor dem Ende des Rennens hatte ich mich mit Barack unterhalten. Es war spät am Abend, die letzten Vorwahlen in Montana und South Dakota lagen hinter uns. »Lassen Sie uns in Ruhe reden, sobald Sie es für sinnvoll halten«, sagte er. Am nächsten Tag kreuzten sich unsere Wege in Washington am Rande einer schon seit langem geplanten Konferenz des American Israel Public Affairs Committee. Die Situation war zwar ein wenig seltsam, sie verschaffte unseren engsten Vertrauten aber die Gelegenheit, die Einzelheiten eines möglichen Treffens zu diskutieren. Für mich übernahm das meine Reisetabschefin Huma Abedin, eine ausgebuffte, unermüdliche, elegante junge Frau, die schon seit meiner Zeit im Weißen Haus für mich arbeitete. Obama wurde von Reggie Love vertreten, dem früheren Basketballspieler von der Duke University, der kaum einmal von Baracks Seite wich. Huma und Reggie hatten den Gesprächsfaden auch in den turbulentesten Wahlkampfzeiten nicht abreißen lassen und eine Art Hotline aufrechterhalten. Unter anderem hatten Barack und ich nach jeder Vorwahl miteinander telefoniert, unabhängig davon, wie sie ausgegangen war. Man gestand eine Niederlage ein und sprach Glückwünsche aus. Manchmal waren es herzliche und sogar fröhliche Gespräche – wenigstens einer von uns beiden hatte schließlich einen Grund, gut gelaunt zu sein. Dann wieder waren wir nur kurz angebunden, tauschten gerade das Nötigste aus. Aber auch Fußballtrainer fallen sich nach einem Spiel schließlich nicht immer um den Hals.

Damit wir uns in Ruhe treffen und unterhalten konnten, brauchten wir einen Ort abseits des Medienrummels. Also rief ich meine gute Freundin Dianne Feinstein, Senatorin aus Kali-

fornien, an. Ich fragte sie, ob wir ihre Wohnung in Washington nutzen könnten. Aus meiner Sicht eignete sich der Ort, den ich von früheren Besuchen kannte, perfekt: Wir konnten kommen und gehen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Barack war einverstanden. Das Täuschungsmanöver klappte.

Und da lag ich nun, auf dem Rücksitz des Wagens, und rutschte ordentlich hin und her, als wir am Ende meiner Straße die scharfe Kurve zur Massachusetts Avenue nahmen. Aber immerhin war ich unterwegs.

Ich kam als Erste bei Dianne's Wohnung an. Als Barack eintraf, bot Dianne jedem von uns ein Glas kalifornischen Chardonnay an, dann ließ sie uns in ihrem Wohnzimmer allein. Wir saßen uns in Ohrensesseln vor dem Kamin gegenüber. Trotz aller Zusammenstöße im vergangenen Jahr zollten wir einander Respekt, der seine Wurzeln nicht zuletzt in unseren gemeinsamen Erfahrungen hatte. Sich um das Präsidentenamt zu bewerben ist intellektuell fordernd, emotional anstrengend und körperlich ermüdend. Aber so verrückt ein landesweiter Wahlkampf sein mag – er ist Zeichen einer lebendigen Demokratie mit all ihren Fehlern und Mängeln. Nachdem wir das aus nächster Nähe erlebt hatten, war unsere Wertschätzung füreinander gewachsen: Wir hatten uns »in den Ring« begeben, wie Theodore Roosevelt es genannt hatte, und einen langen Weg zurückgelegt.

Als wir uns bei Dianne trafen, kannte ich Barack seit vier Jahren. Zwei davon hatten wir »im Ring« gestanden. Wie viele Amerikaner war ich von der Rede beeindruckt gewesen, die er 2004 beim Parteitag der Demokraten in Boston gehalten hatte. Im gleichen Jahr hatte ich zuvor bereits seinen Senatswahlkampf unterstützt, indem ich bei uns zu Hause in Washington ein Fundraising abgehalten und eine weitere Spenderversammlung in Chicago besucht hatte. Später hatte ich in meinem Senatsbüro stets ein Foto von ihm, Michelle, den beiden Töchtern der Obamas und mir stehen, das bei jener Veranstaltung in Chicago entstanden war. Das Bild stand zur Überraschung vieler

noch immer an seinem Platz, als ich nach den verlorenen Vorwahlen wieder meine Vollzeitbeschäftigung im Senat aufnahm. Wir hatten als Kollegen bei verschiedenen Themen zusammengearbeitet, und nach dem Hurrikan Katrina hatten Bill und ich Barack eingeladen, gemeinsam mit George und Barbara Bush nach Houston zu kommen, die Evakuierten zu besuchen und mit Vertretern der Hilfskräfte zu sprechen.

Wir hatten einiges gemeinsam: Wir haben beide Jura studiert und unsere Karrieren sozusagen an der gesellschaftlichen Basis, als Aktivisten für soziale Gerechtigkeit, begonnen. Ich hatte beim Kinderschutzbund gearbeitet, in Texas Wähler mit lateinamerikanischen Wurzeln registriert und als Pflichtverteidigerin mittellose Menschen vertreten. Barack war an der South Side von Chicago als Community Organizer tätig gewesen. Wir hatten zwar ganz unterschiedliche Lebensgeschichten und Erfahrungen, teilten aber die altmodische Idee, dass Arbeit für die Allgemeinheit ein edles Anliegen ist, und wir glaubten zutiefst an das, was den Kern des amerikanischen Traumes bildet: Ganz gleich wer du bist oder woher du kommst, wenn du hart arbeitest und dich an die Regeln hältst, sollst du die Gelegenheit bekommen, für dich selbst und deine Familie ein gutes Leben aufbauen zu können.

Wahlkämpfe allerdings sind nicht geprägt von Gemeinsamkeiten, sondern vom Hervorheben von Unterschieden – und da waren unsere Kampagnen keine Ausnahmen. Obwohl wir uns in den meisten Fragen weitgehend einig waren, fanden wir viele Gründe für Meinungsverschiedenheiten und nutzten jede Gelegenheit, um diese auszutragen. Mir war klar, dass hochkarätige politische Kampagnen nichts für zaghafte oder dünnhäutige Menschen sind, doch die Liste an Kränkungen, die sowohl Barack und ich als auch unsere Mitarbeiter vorweisen konnten, war lang. Jetzt war es an der Zeit, reinen Tisch zu machen. Wir wollten das Weiße Haus gewinnen, und für das Land, aber ebenso für mich persönlich, war es wichtig, nach vorn zu schauen.

Eine ganze Weile beäugten wir einander, befangen wie zwei

Teenager bei ihrer ersten Verabredung. Nach ein paar Schlucken Chardonnay brach Barack das Eis: Es sei schon ein verdammt harter Wahlkampf gewesen, den ich gegen ihn geführt hätte ... Dann bat er mich ohne Umschweife um Hilfe, die Partei wieder zu einen und die Präsidentschaft zu gewinnen. Er wollte, dass wir beide so bald wie möglich gemeinsam auftraten und auf dem Parteitag der Demokraten in Denver Einigkeit und Siegeswillen demonstrierten. Und er betonte, dass ihm Bills Hilfe ebenfalls sehr wichtig sei.

Dass ich seiner Bitte entsprechen würde, wusste ich längst. Aber vorher musste ich noch einige unangenehme Situationen aus dem letzten Jahr ansprechen. Keiner von uns hatte alles, was im Laufe des Wahlkampfs gesagt oder getan worden war, vollständig unter Kontrolle, ganz zu schweigen von unseren leidenschaftlichsten Unterstützern oder der politischen Presse, zu der auch eine große Schar von Bloggern gehörte. Auf beiden Seiten waren Bemerkungen aus dem Zusammenhang gerissen worden. Besonders schmerzlich für mich waren die absurden Rassismussvorwürfe gewesen, mit denen Bill sich auseinandersetzen musste. Barack versicherte mir, weder er noch seine Mitarbeiter hätten den Anschuldigungen Glauben geschenkt.

Ich sprach auch den Sexismus an, mit dem ich während des Wahlkampfs immer wieder konfrontiert worden war. Dass Sexismus eine unschöne Begleiterscheinung ist, wann immer es um die Rolle von Frauen in der Gesellschaft geht, machte es für mich und meine Anhänger nicht einfacher. Barack reagierte mit sehr persönlichen, bewegenden Worten. Er erzählte von den Kämpfen, die seine Großmutter hatte ausfechten müssen und wie stolz er auf Michelle, Malia und Sasha sei. Er sei von tiefstem Herzen überzeugt, dass Frauen es verdienten, in unserer Gesellschaft ganz und gar gleichberechtigt zu sein.

Die Aufrichtigkeit und Offenheit unseres Gesprächs beruhigte mich und bestärkte mich in meinem Entschluss, Barack zu unterstützen. Natürlich wäre es mir lieber gewesen, ich wäre diejenige gewesen, die *ihn* um Unterstützung bat. Aber jetzt

ging es darum, die eigentliche Wahl zu gewinnen. Baracks Erfolg war der beste Garant dafür, die Werte und die fortschrittlichen politischen Ziele voranzubringen, für die ich während der letzten beiden Jahre – und während meines ganzen Lebens – gekämpft hatte.

Barack wollte wissen, was er tun müsse, um meine Anhänger davon zu überzeugen, sich seinem Wahlkampf anzuschließen. Ich erwiderte, er müsse ihnen Zeit geben, doch wenn er ihnen das Gefühl gebe, willkommen zu sein, würde die große Mehrheit sicher bereit sein, mitzumachen. Schließlich war er jetzt der Bannerträger unserer Interessen, und wenn mir, die ich alles getan hatte, um ihn zu schlagen, der Wechsel gelang, dann würden sie das auch schaffen. Am Ende unterstützten sie tatsächlich fast alle seine Präsidentschaftskampagne.

Nach eineinhalb Stunden hatten wir geklärt, was zu klären war, und konnten nun darüber reden, wie es weitergehen sollte. Später am Abend verschickte Barack per E-Mail den Entwurf für eine gemeinsame Erklärung, die sein Wahlkampfstab herausgeben würde. Darin wurde erwähnt, dass wir uns getroffen und eine »fruchtbare Diskussion« darüber geführt hätten, was getan werden müsse, »damit wir im November Erfolg haben«. Außerdem bat er mich um eine Telefonnummer, unter der er Bill erreichen konnte, um persönlich mit ihm zu sprechen.

Am darauffolgenden Tag gaben Bill und ich im Garten unseres Hauses in D.C. einen Empfang für unseren Wahlkampfstab. Es war ein brütend heißer Tag, und während wir Geschichten über die unglaublichen Windungen und Wendungen der Vorwahlkampfseason austauschten, mühten wir uns nach Kräften, keinen Hitzschlag zu bekommen. Dieses engagierte Team um mich zu haben, das so hart für mich gekämpft hatte, war großartig – und ließ mich zugleich demütig werden. Manche von ihnen waren Freunde, die schon bei den Wahlkämpfen in Arkansas an unserer Seite gewesen waren, viele jüngere Mitarbeiter erlebten das zum ersten Mal. Ich wollte nicht, dass sie sich durch die

Niederlage entmutigen ließen oder dass sie sich ganz von der Politik und dem Dienst an der Allgemeinheit abwandten. Deshalb sagte ich, sie sollten stolz darauf sein, dass wir uns so gut geschlagen hatten, und weiterhin für die Anliegen und die Kandidaten arbeiten, an die wir glaubten. Ich wusste, dass ich mit gutem Beispiel vorangehen musste, dass meine Leute sich an mir orientieren würden. Alle würden eine gewisse Zeit brauchen, um über die Ereignisse der letzten Monate hinwegzukommen, aber ich machte schon jetzt klar, dass ich Barack Obama zu hundert Prozent unterstützen würde. Auch wenn mein Kamingespräch mit ihm am Abend zuvor nicht viel mehr als ein Anfang gewesen war.

Trotz des eher traurigen Anlasses entspannten sich unsere Gäste mit der Zeit und genossen den Abend. Meine liebe Freundin Stephanie Tubbs Jones, eine furchtlose afroamerikanische Kongressabgeordnete aus Ohio, die heftigem Druck getrotzt hatte und während der gesamten Vorwahlen an meiner Seite geblieben war, ließ die Füße im Swimmingpool baumeln und gab lustige Geschichten zum Besten. Als sie zwei Monate später ganz plötzlich an einem Gehirnaneurysma starb, war das ein schrecklicher Verlust. Für ihre Angehörigen, für ihre Wähler, aber auch für meine Familie und mich. An diesem Tag jedoch waren wir noch erprobte Kampfgefährtinnen, die sich auf eine bessere Zukunft freuten.

Noch am Abend segnete ich Zeitpunkt und Ort meines letzten Wahlkampfauftritts am nächsten Tag ab und begann, an meiner Rede zu schreiben. Sie zu formulieren war nicht einfach. Ich musste meinen Anhängern danken, die historische Bedeutung meines Wahlkampfes hervorheben, weil ich als erste Frau überhaupt eine Vorwahl gewonnen hatte, und gleichzeitig Barack jene Rückendeckung geben, die ihm bei der alles entscheidenden Wahl helfen würde. Eine Menge Ballast für eine einzige Rede – und ich hatte nicht viel Zeit.

Während ich überlegte, wie ich die Balance finden konnte, zwischen »Respekt meinen Wählern gegenüber zollen« und

»Den Blick in die Zukunft richten«, musste ich daran denken, dass sich erbitterte Vorwahlkämpfe manchmal bis zum Parteitag hingezogen hatten; vor allem die Kampagne Ted Kennedys, der 1980 vergeblich versucht hatte, Präsident Carter herauszufordern, war mir dabei in Erinnerung geblieben. Ich wollte nicht zulassen, dass die Geschichte sich wiederholte. Das wäre weder für unsere Partei noch für das Land gut. Ich musste schnell und vor allem mit deutlichen Worten dazu übergehen, Barack öffentlich zu unterstützen und für ihn Wahlkampf zu machen.

Um den richtigen Ton und die richtigen Worte zu finden, sprach ich mit verschiedenen Redenschreibern und Beratern. Jim Kennedy, ein alter Freund mit einem magischen Gespür für griffige, einprägsame Formulierungen, erzählte mir, dass ihm kürzlich mitten in der Nacht der Gedanke gekommen sei, dass jeder der 18 Millionen Menschen, die für mich gestimmt hatten, (im übertragenen Sinn) einen Sprung in der gläsernen Decke hinterlassen hätten, auch wenn wir sie am Ende nicht hatten zerstören können. Auf ein solches Bild konnte und wollte ich aufbauen – die üblichen Plattitüden mochte ich nicht wiederholen. Wenn es mir gelang, das in meine eigenen Worte zu fassen und gleichzeitig eine Begründung zu liefern, warum Barack die richtigen Ideen und den richtigen Charakter für einen Präsidenten hatte, wäre das ein großer Wurf. Ich blieb bis in die frühen Morgenstunden auf, saß mit Bill an unserem Küchentisch und arbeitete einen Entwurf nach dem anderen um.

Am Samstag, dem 7. Juni, hielt ich die Rede im National Building Museum in Washington. Einen Veranstaltungsort zu finden, der die erwartete Zahl von Anhängern und Pressevertretern aufnehmen konnte, war nicht einfach gewesen. Ich war erleichtert, als die Entscheidung für das sogenannte Pension Building gefallen war, ein Gebäude mit gewaltigen Säulen und hohen Decken. Der Backsteinbau war ursprünglich für Veteranen, Witwen und Waisen des Bürgerkriegs errichtet worden, inzwischen ist dort das nationale Architekturmuseum der Vereinigten Staaten untergebracht. Bis heute ist das Pension Bul-

ding aber Symbol für eine Haltung: für gelebte gemeinsame Verantwortung.

Bill, Chelsea und meine 89-jährige Mutter Dorothy Rodham waren an meiner Seite, als ich mir den Weg durch die Menge zum Rednerpult bahnte. Die Atmosphäre erinnerte ein wenig an einen Leichenschmaus – sie war aufgeladen von Gefühlen, Traurigkeit und sicher auch Wut, und ebenso von Stolz und sogar Liebe. Eine Frau trug einen großen Button mit der Aufschrift »Hillary for Pope!«. Nun ja, das stand definitiv nicht zur Debatte, dennoch rührte es mich.

Diese Rede zu schreiben war schon schwer gewesen, sie zu halten war es noch viel mehr. Ich fühlte mich, als hätte ich Millionen Menschen im Stich gelassen, vor allem die Frauen und Mädchen, die ihre Hoffnungen in mich gesetzt hatten.

Als Erstes dankte ich allen, die für mich in den Wahlkampf gezogen und mir ihre Stimme gegeben hatten. Ich sagte, dass ich mich auch weiterhin dafür engagieren würde, »den Menschen zu helfen, damit sie ihre Probleme lösen und ihre Träume wahr werden lassen können«. Dann wandte ich mich an die Frauen aus der Generation meiner Mutter, die zu einer Zeit geboren worden waren, als Frauen noch nicht einmal das Wahlrecht hatten, und die jetzt, nach einem langen Leben, Zeugen wurden, wie ich mich um die Präsidentschaft beworben hatte. Eine dieser Frauen war die 88-jährige Florence Steen aus South Dakota: Sie hatte darauf bestanden, dass ihre Tochter ihr die Briefwahlunterlagen an ihr Bett im Hospiz brachte. Weil sie aber vor dem Wahltag verstarb, war ihre Stimme nach den Gesetzen des Bundesstaates ungültig. Aber, wie ihre Tochter später einem Reporter erzählte: »Mein Dad ist ein störrischer alter Cowboy, dem es gegen den Strich ging, dass die Stimme meiner Mama nicht zählen sollte. Ich glaube, er war seit zwanzig Jahren nicht wählen. Doch dieses Mal ist er hingegangen und hat anstelle meiner Mama seine Stimme abgegeben.« Diejenige zu sein, auf die sich die Hoffnungen und Gebete von Millionen Menschen konzentrierten, war herausfordernd, eine große Verantwortung,

die mir immer wieder deutlich machte, dass es weit mehr um *sie* ging als um mich.

Als Nächstes sprach ich die Enttäuschung meiner Anhänger direkt an: »Auch wenn es uns dieses Mal nicht gelungen ist, diese höchste, härteste gläserne Decke zu durchstoßen, hat sie jetzt dank euch 18 Millionen Sprünge. Und durch sie scheint das Licht wie nie zuvor, es erfüllt uns alle mit Hoffnung und dem sicheren Wissen, dass der Weg beim nächsten Mal ein wenig einfacher sein wird.« Ich versprach: »Ihr werdet mich immer an der vordersten Front der Demokratie finden, um dort für die Zukunft zu kämpfen. Aber um die Ziele zu erreichen, für die wir stehen, müssen wir unsere Energie, unsere Leidenschaft, unsere Stärke nun bündeln und alles dafür tun, dass Barack Obama zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wird.«

Es war nicht leicht für mich, die Niederlage wegzustecken, doch ich lernte eine Menge daraus. Im Laufe der Jahre hatte ich ein gerüttelt Maß an privaten und öffentlichen Enttäuschungen erlebt, aber bis 2008 hatte ich mich auch über eine ungewöhnliche Serie von Wahlerfolgen freuen können – zuerst an der Seite meines Mannes in Arkansas und bei der Präsidentschaft, später bei meinen Bewerbungen um den Senatsposten in den Jahren 2000 und 2006. Der Abend der Vorwahlen in Iowa dagegen, als ich nur den dritten Platz belegt hatte, war qualvoll gewesen. Als es danach weiter nach New Hampshire und dann quer durch das ganze Land gegangen war, hatte ich meinen Halt und meine Stimme gefunden. Angesichts der vielen Amerikaner, die ich unterwegs kennengelernt hatte, war meine Stimmung gestiegen, meine Entschlossenheit gewachsen. Meinen Sieg bei den Vorwahlen von Ohio hatte ich allen in Amerika gewidmet, »die schon einmal angezählt waren, sich aber nicht k.o. schlagen lassen wollten; allen, die gestolpert und sofort wieder aufgestanden sind, und allen, die hart arbeiten und niemals aufgeben«. Die Geschichten all der Menschen, denen ich während des Wahl-

kampfs begegnet war, hatten mich in meinem Glauben an die grenzenlosen Verheißungen unseres Landes bestärkt, mir aber auch klargemacht, wie viel wir noch tun mussten, damit diese Verheißungen allen zugutekamen. Und obwohl der Wahlkampf lang und ermüdend gewesen war und viel zu viel Geld gekostet hatte, war er am Ende doch ein Erfolg: weil er den Wählern, was die Zukunft unseres Landes anging, eine echte Alternative geboten hatte.

Die Niederlage hatte noch einen weiteren positiven Effekt: Der Wahlkampf hatte mich auf eine harte Probe gestellt, was den Umgang mit meinen Kritikern anging. Ich lernte mit der Zeit, Kritik ernst, aber nicht persönlich zu nehmen – und das machte mich freier. Ich konnte, buchstäblich, die Haare offen lassen. In meiner Zeit als Außenministerin fragte mich Jill Dougherty von CNN einmal in einem Interview während einer Indienreise nach der Besessenheit der Medien, mich nach langen Flügen mit Brille und ohne Make-up zu zeigen. Als sie diese Fotos mit »Hillary al naturale« umschrieb, musste ich lachen. »Wissen Sie, Jill, ich bin froh, dass ich mich inzwischen in einer Lebensphase befinde, in der ich eine Brille tragen kann, wenn ich das möchte. Und wenn ich meine Haare zurückbinden will, dann tue ich das.« Manche Journalisten, die im State Department über mich berichteten, waren überrascht, wenn ich hin und wieder den diplomatischen Kodex missachtete und genau das sagte, was mir durch den Kopf ging – egal ob es nun darum ging, den Staatschef von Nordkorea zu rüffeln oder die Regierung Pakistans zu drängen, uns den Aufenthaltsort von Osama bin Laden mitzuteilen. Aber schon bei solchen Äußerlichkeiten einen Eiertanz zu vollführen, dazu hatte ich einfach nicht mehr die Geduld.

Später würde mir die Niederlage auch die Möglichkeit eröffnen, mich mit Politikern anderer Staaten darüber zu unterhalten, wie man Entscheidungen der Wähler akzeptiert und zum Wohle des eigenen Landes nach vorn blickt. Auf der ganzen Welt gibt es Staatschefs, die vermeintlich für Demokratie eintreten, sie jedoch nach Kräften unterdrücken, wenn die Wähler protestieren oder

sie abwählen. Mir wurde klar, dass ich ein anderes Vorbild abgeben konnte. Natürlich war ich froh, dass ich gegen einen Kandidaten verloren hatte, dessen Ansichten weitgehend mit meinen eigenen übereinstimmten und der sich unendlich viel Mühe gab, mich nun in seine Mannschaft zu integrieren. Dennoch war die Tatsache, dass wir leidenschaftliche Gegner gewesen waren und jetzt zusammenarbeiteten, ein recht eindrucksvolles Argument für die Demokratie – ein Argument, das ich in den folgenden Jahren auf der ganzen Welt immer und immer wieder anbringen würde, als ich einen Beruf ausübte, den ich mir nie hätte träumen lassen.

* * *

Drei Wochen nach meiner Rede im Building Museum war ich unterwegs nach Unity in New Hampshire. Der Ort war nicht nur wegen seines Namens für meinen ersten Auftritt mit Barack ausgewählt worden, sondern auch weil wir dort in den Vorwahlen genau gleich viele Stimmen erhalten hatten: 107 für Barack, 107 für mich. In Washington bestiegen wir gemeinsam Baracks Wahlkampfmaschine. Als wir landeten, wartete ein großer Reisebus, der uns in knapp zwei Stunden nach Unity bringen sollte. Ich musste an die Busfahrt denken, die Bill und ich zusammen mit Al und Tipper Gore 1992 unmittelbar nach dem Parteitag der Demokraten unternommen hatten. Und auch *The Boys on the Bus* kam mir in den Sinn, das berühmte Buch von Timothy Crouse über den Wahlkampf von 1972. Dieses Mal war ich das »Girl« im Bus – und bei dem Kandidaten handelte es sich weder um mich noch um meinen Ehemann. Ich atmete tief durch und stieg ein.

Barack und ich saßen nebeneinander und unterhielten uns ungezwungen. Ich erzählte ein wenig von unseren Erfahrungen mit Chelsea, die im Weißen Haus aufgewachsen war. Er und Michelle machten sich bereits Gedanken darüber, wie das Leben für Malia und Sasha aussehen würde, falls er gewinnen sollte.